

Frau sein

Ein Generationengespräch zwischen Nina Kunz und Elisabeth Joris

Wie steht es um die Frauenrechte in der Schweiz? 30 Jahre nach dem ersten Frauenstreik ziehen Journalistin Nina Kunz (*1993) und Historikerin Elisabeth Joris (*1946) in einem persönlichen Generationendialog eine Zwischenbilanz und schauen gemeinsam in eine geschlechtergerechte Zukunft.

Anhand von vier Fragen öffnen die beiden einen breiten Fächer feministischen Denkens und Engagements:

- **Wie wurdest du politisiert?**
- **Welche Bedeutung hat das Lesen für deinen Feminismus?**
- **Warum lehnt du fixe Begriffe (wie Generation) ab – und warum lohnt sich die Ambivalenz?**
- **Was beschäftigt dich jetzt? Was gilt es noch zu tun?**

Der abgedruckte Text ist die schriftliche Fassung des Live-Gesprächs vom 2. September 2021 im Berner Generationenhaus.



Foto: ROB LEWIS

Nina Kunz (l.) und Elisabeth Joris auf dem Rednerinnenbalkon des Generationenhauses.

Nina fragt Elisabeth: Wie wurdest du politisiert?

Weder spektakulär noch alltäglich, vielmehr als schleicher Prozess. Cochinchine, Front de Libération Nationale, OAS, Pieds-noirs, Mendès-France, de Gaulle, diese Namen begleiteten mich schon in der Jugend. Ich bin Jahrgang 1946, meine Eltern waren politisch interessiert, aber es ging um Kolonialpolitik, die Befreiung von Algerien, von Vietnam, also fast immer um Frankreich. Dagegen war im Oberwallis Politik eigentlich nur Lokalpolitik, es ging um den Einfluss von Familienclans, um Schwarze und Gelbe, beides Flügel der heutigen CVP, und die unhinterfragte Mitsprache des katholischen Klerus in allen Belangen. Zu Hause aber dominierte auch im Kulturellen das Französische, waren beispielsweise Sartre und Beauvoir ein Thema. Und damit die Geschlechterverhältnisse, so die Hausarbeit, die das Leben meiner Mutter bestimmte und von Beauvoir abgelehnt wurde. Oder die Tatsache, dass ich und meine Schwester im Gegensatz zu unseren vier Brüdern im Oberwallis keine Möglichkeit hatten, ein Gymnasium zu besuchen. Doch Frauenrechtlerinnen gab es hier kaum. Wohl aber Iris von Roten. Ihr Werk «Frauen im Laufgitter» – ich war zwölf, als es erschien – wurde gross beachtet, lag

«Am stärksten war die Wut über die Kontrolle der Sexualität, die sich die Kirche ange-masst hatte.»

EJisabeth Joris

«Ich hatte noch nie etwas von der Norm der Kleinfamilie gehört.»

Nina Kunz

sogar im Kiosk auf. Die Aufmüpfigkeit von Iris von Roten passte zu meiner Mutter: Auch sie lehnte sich – zu meinem Leidwesen – gegen die Dominanz der Kirche auf, hielt mit ihrer Meinung öffentlich nicht zurück. Doch mit der Zeit, wann genau weiss ich nicht, war ich stolz darauf, dass sie bei der STAKA war, den Frauenrechtlerinnen im katholischen Frauenbund, im Schweizerischen Frauen-Alpenclub mitmachte.

Doch Weggehen, das war der entscheidende Faktor meiner Politisierung: Erste Erfahrungen sammelte ich in England als au Pair. Als knapp 20-Jährige erfuhr ich, dass es Gewerkschaften gab, die zum Streik bereit waren, hier wurde ich, da ich in einem jüdischen Haushalt lebte, zum ersten Mal mit den Folgen des Holocaust konfrontiert. Das brachte mir aus einer neuen Perspektive nochmals die internationale Politik näher, selbst wenn ich kaum etwas richtig einordnen konnte. Dafür brauchte es meine Entscheidung, zu studieren statt als Sekretärin zu arbeiten.

Um mich zur Sekundarlehrerin ausbilden zu lassen, kam ich 1966 nach Zürich. Hier waren erste Ansätze des sogenannten 68er Aufbruchs spürbar. Die neue Linke begann sich zu organisieren, die kritische Infrage-Stellung von Autoritäten war Programm, ebenso der Anspruch auf gleiche Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten für Mädchen und Frauen. Was in meiner Jugendzeit ein Hintergrundgeräusch gewesen war, nahm nun Formen an und äusserte sich als Wut, Widerständigkeit und Lust, Lust an der Teilhabe am politischen Diskurs, Lust auch, mich der patriarchalen Macht entgegenzustellen. Am stärksten war die Wut über die Kontrolle der Sexualität, die sich die Kirche angemastet hatte. Eine Kontrolle, die – das spürte ich geradezu körperlich – Untertänigkeit produzierte.

Widerständigkeit, das war ein Lebensgefühl. Ich bewunderte junge Frauen, die in der Uni, aber auch auf der Strasse, an Demonstrationen, am 1. Mai – so die spätere Professorin für Soziologie in Bern Claudia Honegger – scheinbar selbstverständlich das Wort ergriffen. Dass ich kein Stimmrecht hatte, störte mich dabei vorerst wenig, da es mich im Denken kaum einschränkte. Dass mir aber die gleichen Rechte zustehen sollten wie Männern, war mir selbstverständlich. So war die Annahme des Frauenstimmrechts 1970 im Wallis, und 1971 gesamtschweizerisch, für mich überfällig.

Elisabeth fragt Nina:

Nina, wie wurdest du politisiert?

Ich glaube, meine Politisierung begann sehr früh. Vielleicht wurde sie mir sogar schon in die Wiege gelegt. Ich bin nämlich nach der Punk-Ikone Nina Hagen benannt, meine Mutter war 20, als sie mich bekam – und damals diffus wütend auf die Welt. Ich erinnere mich, dass es in meiner Kindheit dann auch wichtig war, «dagegen zu sein». War waren zum Beispiel gegen George W. Bush. Wir nannten ihn sogar George «Dubbeli» Bush. Es war wichtig, gegen den Irak-Krieg zu sein und gegen McDonalds, gegen Plastik und Coca-Cola. Aber ich hatte kein wirkliches politisches Verständnis. Es war mehr so eine Anti-Haltung.

Dann als Teenager kam der grosse Weltschmerz. Ich begann mich für Geschichte zu interessieren und Nachrichten zu lesen – und je mehr ich erfuhr, desto mehr kam mir vor allem der Kapitalismus wie dieses unbezwingbare Ungeheuer vor, das unablässig nur Verderben und Ungleichheit schafft. Ich fing an, Joy Division zu hören und melancholische Hermann-Hesse-Bücher zu lesen. Doch irgendwann merkte ich, dass Ohnmacht und Weltschmerz zu nichts führen, also trat ich – so mit 16 – der Juso bei und stand jeden Dienstag am Zürcher Limmatplatz, um Unterschriften für die 1:12- und die Bonzensteuer-Initiative zu sammeln. In dieser Phase verstand ich: Politik, das ist nicht nur «dagegen sein», sondern auch Steuersätze & Boni & Bürokratie.

Zwei weitere wichtige Momente in meiner Politisierung waren dann die Occupy-Wallstreet-Bewegung 2011, als ich merkte, dass anscheinend auch ganz viele andere Leute ihre Mühe mit dem Kapitalismus haben. Und dann die Masseneinwanderungs-Initiative der SVP 2014, als ich nicht mehr leugnen konnte, wie viele Leute offenbar die Probleme der Gegenwart an einem ganz anderen Ort lokalisieren als ich.

Zur Politisierung gehörte aber nicht nur das Dagegen-Sein, die Utopien und die Realpolitik, sondern auch das Alltägliche. Kleine Dinge, die mich aufregten oder wunderten. Und dieser Prozess verlief häufig über Fragen. Zum Beispiel wurde ich immer wieder gefragt, ob es denn schlimm für mich sei, ohne Vater aufzuwachsen, und ich verstand nicht, warum das ein Problem sein soll, denn ich hatte noch nie etwas von der Norm der Kleinfamilie gehört.

Alles in allem muss ich aber sagen, ist meine Politisierung ein beständiger und ein andauernder Prozess. Immer wieder gibt es Momente, in denen ich innehalte und meine Umwelt oder das Vergangene neu bewerte und Neues darin entdecke. Gerade, wenn es um unser Thema – das Frau-Sein – geht. Eine Sache, die mich zum Beispiel immer noch beschäftigt, ist, wie abgefickt das Frauenbild meiner Jugend war. Als ich aufwuchs – und die frühen Nullerjahre sind jetzt auch noch nicht so lange her – gab es schliesslich noch fast keine Vorbilder in der Politik oder in der Popkultur und der Diskurs war einfach schrecklich.

Es war eine Kultur, in der es zum Beispiel okay war, dass Magazine wie die inTouch Bikini-Fotos von IT-Girls abdruckten und dann auf die drei Dellen am Oberschenkel reinzoomten und darüberschrieben: Cellulite-Alarm bei Lindsay Lohan! Es war eine Kultur, in der mir von jeder Plakatwand nackte, manchmal eingölte, weisse, dünne, fast schon roboterhafte Frauenkörper entgegenstrotzten – wie zum Beispiel in dieser Sloggy-Werbung mit den Ärschen. Und natürlich wollte ich irgendwann aussehen wie diese Frauen. Und habe ich jede Woche die inTouch gekauft.

Daher: Ein zentraler Bestandteil meiner Politisierung ist auch diese komplizierte Beziehung zu Normen. Denn manchmal fühlt es sich so gut an, den Normen zu entsprechen, dass ich fast verdrängen will, dass sie ausgrenzen. Jedenfalls ist dieses Wissen, dass es Einheiten gibt, nach denen die Welt ausgerichtet ist – und, dass es tendenziell am reibungslosesten läuft, wenn man männlich, weiss, heterosexuell und cis ist – DIE Sache, die mich immer wieder davon überzeugt, dass die Verhältnisse, in denen wir leben, ungerecht – und durch und durch politisch sind.

Elisabeth fragt Nina:

Nina, welche Bedeutung hat das Lesen für deinen Feminismus?

Ich würde sagen: Mein Feminismus besteht zu 87 Prozent aus Leseerfahrungen – daher kann ich kaum sagen, WIE wichtig das Lesen für mich ist.

Aber ich versuche, es in einem Beispiel zu erklären. Ich hatte etwa schon früh das Gefühl, ich dürfte als «Frau» (was auch immer das ist) nicht zu viel Raum einnehmen. Also: physisch, und im übertragenen Sinne. Lange schob ich das einfach auf meinen fehlerhaften Charakter oder auf die Modeindustrie. Doch dann – mit 18 – las ich das Buch «Meat Market» von Laurie Penny und ich weiss noch, dass mein Hirn fast explodierte.

Denn Penny beschrieb in diesem Buch genau diesen Kampf mit dem eigenen Körper, den ich auch kannte – und erklärte dabei: Nein, das Hungern ist kein hohler Beauty-Trend, denn wir leben tatsächlich in einer Gesellschaft, die ein Problem damit hat, wenn Frauen «Raum einnehmen», denn Raum ist Macht. Und es hilft dem Status Quo ungeheuerlich, wenn Frauen darauf konditioniert werden, ihre Bedürfnisse zu verleugnen, nicht zu essen, aber auch nichts dagegen zu tun, dass sie zum Beispiel fast alle unbezahlte Arbeit allein übernehmen: putzen, bügeln, Eltern pflegen, Kinder erziehen, und so weiter.

Jedenfalls war das für mich ein krasser Moment, weil ich dachte: Oh! Ich bin also nicht allein mit diesem Unbehagen! Und dieses Unbehagen hat eine Ursache, und diese Ursache hat wiederum mit Macht zu tun! Das Lesen und die Bücher haben mir – vielleicht könnte man es so sagen – also von Anfang an die Begriffe und die Narrative gegeben, nach denen ich so lange gesucht hatte. Sie gaben mir ein Schema, einen Schlüssel, eine Deutungsschablone, mit denen all diese seltsamen Dinge, die ständig passierten, plötzlich begreifbar wurden.

Und was mir immer noch sehr Eindruck macht, ist, dass sich viele Motive in der feministischen Literatur wiederholen, wiederholen, wiederholen... in jeder Ära, so scheint es, versuchen Autor*innen diese seltsame weibliche Geschlechter-Performance in Worte zu fassen und kommen dabei auf ähnliche Punkte zurück. So schrieb Simone de

«Unsere Gesellschaft hat ein Problem damit, wenn Frauen «Raum einnehmen», denn Raum ist Macht.»

Nina Kunz

«Das Lesen wirkte seit Beginn des Feminismus als Prozess der Selbstermächtigung und als Erfahrung geteilter Widerständigkeit.»

Elisabeth Joris

Beauvoir 1949 etwa: «Man bringt der Frau bei, dass sie, um zu gefallen, zu gefallen suchen muss.» Und Margarete Stokowski schrieb fast siebzig Jahre später, dass sie aus Heften wie der *Bravo Girl* zwar lernte, wie sie bei Jungs ankomme, nicht aber, wie sie ihre eigenen Wünsche formuliert. Oder: Die Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie beschrieb die Frauenrolle mit ihren einengenden Erwartungen und Klischees als eisernen Käfig, die Theoretikerin Laurie Penny, von der wir eben hörten, als «engen Sarg».

Zudem habe ich erst durch das Lesen verstanden, dass Macht aus zwei Teilen besteht. Einerseits aus diesem sichtbaren Teil – aus äusseren Zwängen, Regeln oder Gewalt. Und andererseits aus diesem diffusen Teil, zu dem auch Verhaltensweisen gehören wie etwa der Impuls, nie zu viel Raum einzunehmen – die oft derart verinnerlicht sind, dass sie gar nicht mehr als Zwänge wahrgenommen werden. Oder pathetisch formuliert: Durch das Lesen habe ich verstanden, was das Patriarchat ist. Woraus diese patriarchale Struktur besteht, die uns umgibt. Durch das Lesen habe ich verstanden, dass das Recht zu sprechen sowie das Recht, gehört zu werden, in dieser Welt ungleich verteilt ist (Rebecca Solnit). Ich habe verstanden, dass sich Frauen nicht so einfach in eine Struktur einbetten lassen, die von und für Männer gemacht wurde (Mary Beard). Ich habe verstanden, wie begrenzt meine Sicht auf die Welt ist, und wie blöd es wäre, von mir auf andere zu schliessen. Ich habe verstanden, dass sich Misogynie, Rassismus und Homophobie komplex überlagern können. Und vor allem habe ich die Message mitgenommen, dass es deshalb eben nicht ausreicht, einfach als Individuum besonders emanzipiert zu sein – sondern es eine grosse Notwendigkeit gibt, die Rahmenbedingen zu kritisieren.

**Nina fragt Elisabeth:
Und welche Bedeutung hat das Lesen für deinen Feminismus?**

Auch für mich war und ist Feminismus unabdingbar mit Lesen verbunden. 1975 war diesbezüglich ein Schlüsseljahr. Denn im UNO-Jahr der Frau erschienen diverse Bücher und Broschüren, die neben bürgerlichen Normen und Strukturen auch die Klassenkampftheorie der Linken und deren Praktiken als patriarchal anprangerten. Ausgehend von persönlichen Erfahrungen kritisierten feministische Autorinnen heterosexuelle Beziehungen als Ausdruck der Unterordnung und Ausbeutung der Frauen. So die italienische Kunstkritikerin Carla Lonzi mit ihrer scharfzüngigen Absage an die linke Einäugigkeit in ihrem Text «Wir pfeifen auf Hegel», oder die deutsche Journalistin Alice Schwarzer mit ihrem medienwirksamen Buch «Der kleine Unterschied». Gleichermassen wirkungsstark erwies sich im deutschen Sprachraum der von der Berner Schriftstellerin Verena Stefan ebenfalls 1975 im neuen Verlag Frauenoffensive erschienenen autobiografische Roman «Häutungen», die ihrer Hinwendung zu Frauen auch in einer neuen sprachlichen Gestaltung Ausdruck verlieh. Mit dem in diesen Jahren veröffentlichten «Hexengeflüster» leiteten Frauen andere Frauen an, sich der Autorität der Mediziner zu widersetzen und in gegenseitiger Selbsthilfe ihren Körper zu erkunden. So wirkte Lesen seit Beginn des Feminismus als Prozess der Selbstermächtigung wie als Erfahrung geteilter Widerständigkeit. Seither hat sich der Feminismus in unterschiedliche Richtungen aufgefächert. Doch gerade wegen der sich stets wandelnden Ausprägungen und der stets neuen Ansätze bleibt das Lesen ein zentrales Element des Austausches zwischen Feministinnen. Dabei wirkt Lesen weiterhin gleichermassen als Moment der Identifikation – beispielsweise Identifikation mit der Heldin einer Erzählung oder mit einer sozialen Gruppe – als auch der kritischen Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse wie der eigenen Positionierung.

Eine solch kritische Lektüre ist für mich zugleich Grundlage und Nährboden nachhaltiger Beziehungen zwischen befreundeten Feministinnen. Stichwort Frauen-Lesegruppen, welche die Lust am Lesen und Debattieren immer wieder neu entfachen und zugleich das breite schriftstellerische Schaffen von Frauen erfahrbar machen. Meine

erste Lesegruppe geht auf das Jahr 1983 zurück, auf die gemeinsame Lektüre des Romans «Kassandra» von Christa Wolf, gefolgt von Romanen und Erzählungen unterschiedlichster Schriftstellerinnen, von Nathalie Sarraute über Virginia Woolf bis zu Clarice Lispector. Galt es damals noch Frauen als Schriftstellerinnen zu entdecken, ihre Texte dank neuer Frauenverlage und spezifischer Frauen-Reihen ans Licht zu holen, sind Frauen heute als Autor*innen, ob als Schriftsteller*innen, Historiker*innen oder Kulturkritiker*innen, nicht mehr zu übergehen. So verknüpft Anne Weber in ihrem erst kürzlich herausgekommenen Heldinnenepos «Annette» aus feministischer Perspektive die Geschichte der algerischen Befreiungsbewegung Front de Libération Nationale mit dem individuellen Schicksal einer französischen Widerständigen – und das über eine eigenwillige sprachliche Textgestaltung. Das bringt mich zu deiner Frage nach der Bedeutung des Schreibens.

Neben dem Lesen ist das Schreiben inhärenter Teil meiner Profession als feministische Historikerin. Eingeschrieben in dieses Schreiben ist die gegenseitige Dynamisierung von Profession und Zugehörigkeit zum Feminismus als sozialer Bewegung. Ich war Feministin, Lehrerin und Historikerin. Dabei fehlten mir ebenso historische Quellenmaterialien wie Einblicke in die Geschichte der Frauen. Das führte zum Buch «Frauengeschichte(n)» – und zwar als Resultat der Kooperation mit Heidi Witzig zum einen und mit anderen feministischen Historikerinnen zum andern. Seitdem veröffentliche ich Bücher und Beiträge sowohl für ein wissenschaftliches als auch für ein breites Publikum. Schreiben erfahre ich dabei als Arbeit, als ein ständiges Suchen nach adäquaten Begriffen, als ein Knobeln und Überarbeiten, als Erzählen und Analysieren. Erst im Schreiben zeigt sich die Kohärenz eines feministischen Ansatzes, müssen Ambivalenzen und Widersprüche in Worten und Begriffen erfasst werden. In diesem Sinn ist Schreiben auch für den Feminismus als soziale Bewegung und theoretisch fundierte Gesellschaftskritik zentral – ist Schreiben Einmischung und Widerständigkeit zugleich.



Elisabeth Joris (l.) und Nina Kunz am Büchertisch.

**Nina fragt Elisabeth:
Warum lehnt du fixe Begriffe (wie Generation) ab – und warum lohnt sich die Ambivalenz?**

Ich lehne fixe Begriffe nicht einfach ab. Gerade auch im wissenschaftlichen Diskurs sind Kategorien zentral: alt/jung, arm/reich, Frauen/Männer, weisse Frauen/Women of Colour, etc. Doch solche Kategorien evozieren eine Geschlossenheit, die es so nicht gibt. So teile ich mit vielen Frauen meines Alters zwar lang andauernde Erfahrungen der Diskriminierung und der Normierung der 1960er und 70er Jahre, mit relativ wenigen aber teile ich die daraus resultierende Erfahrung feministischer Widerständigkeit.

Ein weiteres Beispiel: die für meine Generation lange gültige Aufteilung in «alte» und «neue» Frauenbewegung. Emotional und visuell kamen die Gegensätze im bereits erwähnten UNO-Jahr der Frau in Bern zum Ausdruck: 1975 versammelten sich Vertreterinnen der sogenannten «alten» Frauenbewegung zum offiziellen Kongress im Kursaal, dagegen die jungen Feministinnen zum Antikongress im Gemeinschaftszentrum Gäbelbach. Während im Kursaal vorwiegend über rechtliche Fragen diskutiert und die Lancierung der Initiative Gleiche Rechte für Mann und Frau beschlossen wurden, stand die Verfügung über den eigenen Körper und die Ablehnung der Heteronormativität am Antikongress im Zentrum. Doch in der Folge zeigten sich auch inhaltlich weit mehr Überschneidun-

«Ich schreibe von Frauen ohne Genderstern, wenn es zum Beispiel um Femizide geht.»

Elisabeth Joris

«Mein Feminismus besteht zu 87 Prozent aus Leseerfahrungen.»
Nina Kunz

gen als mit dem Gegensatz suggeriert wird. Ohne Unterstützung sogenannt bürgerlicher Frauen wäre weder die Realisierung der Frauenhäuser noch die Politisierung häuslicher Gewalt möglich gewesen. Ebenso wenig hätte es ohne den Einsatz von jungen Feministinnen genügend Unterschriften für die Verfassungsinitiative Gleiche Rechte für Mann und Frau gegeben, die am offiziellen Kongress lanciert worden war. Beim ersten Frauenstreik von 1991 gingen dann auch Frauen unterschiedlichster Zugehörigkeit und jeglichen Alters auf die Strassen, um gegen die fehlende Umsetzung des Verfassungsartikels zu protestieren. Doch seit den 1990er Jahren ist im Gefolge von Judith Butlers Buch «Gender Trouble» auch die biologisch definierte Binarität der Geschlechter in Frage gestellt. Das zeigte sich in der gegenwärtigen Debatte um den Genderstern, die Inklusion von trans und nicht binären Menschen. Die Auseinandersetzungen schlugen sich aber auch in der Vorbereitung des Streiks von 2019 nieder, wo mit dem rückblickend genutzten durch einen Schrägstrich verbundene Begriffspaar «Frauen*streik» (mit Genderstern) und «Feministischer Streik» eine Lösung gefunden wurde. Mit dem Beharren auf der alleinigen Definition «feministischer Streik» wären viele dezentral organisierte Aktionen von Frauen unterschiedlichster sozialer und kultureller Zugehörigkeit und gerade auch von älteren auf diskursive Art von diesem landesweiten Streik ausgeschlossen worden.

Für mich selber geht es bei der Wahl der Begrifflichkeiten um eine Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse: Ich schreibe von Frauen ohne Genderstern, wenn es zum Beispiel um Femizide geht, um Gewalt gegen Frauen, um geschlechterspezifische Ausbeutungsverhältnisse und Diskriminierung. Doch trotz der binären Kategorie Frauen/Männer sind nicht alle Frauen gleich. Der Begriff Intersektionalität, den ich während meines Aufenthalts an der Universität in Los Angeles 2003 kennenlernte, ermöglicht es, verschiedene Formen der Diskriminierung zu verknüpfen.

Und so komme ich schliesslich noch zu deiner Frage, warum sich Ambivalenz lohnt. Weil sich die meisten Situationen als widersprüchlich erweisen. So sind Mütter heute zwar mehr erwerbstätig als zu meiner Zeit, aber die mit der Mutterschaft verbundene unbezahlte Arbeit hat nicht zu einer neuen Arbeitsteilung zwischen den Eltern geführt, sondern mutierte vor allem zur Lohnarbeit

von Hausarbeiterinnen, Kita- und Hortangestellten, nicht selten rechtlich diskriminierte Migrantinnen. Ambivalenz lohnt sich für mich auch, weil ich die Auseinandersetzung damit sehr viel spannender erlebe, auch bezüglich des Reflektierens der Widersprüche im eigenen Handeln. Schliesslich erachte ich die Berücksichtigung von Ambivalenzen als Grundlage dialogischen Denkens, des Respekts der Andern, der Ablehnung eindeutiger Wahrheiten, wie sie in monotheistischen Religionen ebenso zum Ausdruck kommen wie im einäugigen Glauben an die allein selig machende Kraft kapitalistischer Marktwirtschaft oder die Unterordnung unter die Parteidoktrin. Eine Ausnahme ist allerdings hervorzuheben: Jeglichen Rekurs auf die Ambivalenz lehne ich bei Fragen der «Menschenwürde» ab. Die Würde jedes Menschen ist unantastbar.

Elisabeth fragt Nina:
Nina, warum lehnst du fixe Begriffe (wie Generation) ab – und warum lohnt sich die Ambivalenz?

Dazu will ich eine kleine Anekdote erzählen: Eine Sache, die mir nämlich immer wieder passiert, ist, dass mich Veranstalter als «Stimme der Generation» ankündigen wollen – und das versuche ich stets mit allen Mitteln zu verhindern, denn diese Zuschreibung ist mir maximal unangenehm.

Ich frage mich dann eben immer: Was soll das überhaupt sein, eine Generation? Von welchem sozialen Milieu reden wir hier, von welchen Umständen? Ist es nicht unsinnig zu denken, alle in einem ähnlichen Alter seien einander ähnlich? Und warum soll ich in der Lage sein, für irgendwen zu sprechen als mich selbst? Was ich also sagen will, ist: Ich finde den Generationen-Begriff in den allermeisten Kontexten unnützlich, weil er so schwammig ist. Zudem schafft er einen seltsamen Graben zwischen den Altersklassen. Ich meine: In den Gesprächen mit dir, Elisabeth, hatte ich oft das Gefühl, wir hätten mehr «common ground» – wir teilten mehr, als ich mit gewissen Leuten in meinem Alter teile.

Meine Abneigung gegen fixe Kategorien – und meine Begeisterung für Ambivalenzen – hat aber auch noch einen anderen Grund. Etwas, was ich schliesslich immer wieder merke, ist, dass es sowas wie «die Frau» oder «die weibliche Erfahrung» gar nicht gibt. Diesen Sommer habe ich zum

Beispiel vier Bücher gelesen, in denen es auf die eine oder andere Art um das Frau-Sein geht – «Radikale Zärtlichkeit» von Seyda Kurt, «Identitti» von Mithu Sanyal, «Drei Kameradinnen» von Shida Bazzyar und «All about love» von bell hooks – und nur schon aus dieser Auswahl von Geschichten wird klar: Vermutlich gibt es so viele Arten, eine «Frau» zu sein, wie es «Frauen» gibt.

Es mag zwar geteilte Stereotypen oder Erfahrungen oder Zwänge geben, aber «DIE Unterdrückung» als Frau gibt es nicht. Daher schien mir das Konzept der Intersektionalität immer unglaublich wichtig, welches auf die Theoretikerin Kimberlé Crenshaw zurückgeht. Diese zeigte uns schliesslich auf, dass sich Unterdrückungsformen auch überlappen – und zum Beispiel Rassismus und Sexismus oder Sexismus und Antisemitismus ganz spezifische Formen der Benachteiligung schaffen können.

Was mir dazu gleich auch noch einfällt: Dem Feminismus wird doch immer wieder vorgeworfen, dass er inzwischen zu komplex sei, zu kompliziert. Aber für mich ist diese Komplexität und manchmal auch Widersprüchlichkeit genau der Clou des Feminismus. Die einen wollen mehr Frauen als CEOs, andere das bedingungslose Grundeinkommen. Die einen erinnern uns daran, den Kolonialismus aufzuarbeiten, die anderen daran, das Geschlecht an und für sich zu dekonstruieren. Der Feminismus war – wenn ich alles richtig verstanden habe – immer eine Gruppe von Menschen, die darüber diskutieren, was für eine Welt sie wollen. Das ist zwar unpraktisch, wenn es um eine geeinte Front geht, aber so ist es wahrscheinlich mit allen demokratischen Prozessen. Es ist kompliziert, aber es lohnt sich.

Zudem, so glaube ich, schaffen fixe Kategorien auch immer Binaritäten, die eine Hierarchie festigen: Hier die Männer, da die Frauen, hier der Mensch, da die Natur, hier das Rationale, da das Emotionale, hier die Einheimischen, dort die Fremden.

Daher bin ich sehr, sehr froh, dass es in der Geschichte immer wieder Menschen gab, die klug argumentierten, dass zum Beispiel Geschlecht ein Spektrum oder ein Konstrukt ist. Denn da steckt unglaublich viel Potenzial für Veränderung drin.

Und zuletzt finde ich die Ambivalenz einfach hilfreich, um die Welt zu begreifen. Gerade auf eine feministische Art und Weise. Ich kann zum Beispiel sagen: Ich bin benachteiligt im Patriarchat, gleichzeitig gibt es Momente, in denen ich davon profitiere. Oder: Ich bin eine Feministin, gleichzeitig mag ich Songs, in denen jedes dritte Wort «bitch» ist. Oder: Ich habe Meinungen & Ansichten, aber ich hinterfrage die auch immer wieder. Oder: Ich lehne eine fixe Kategorie «Frau» ab – doch gleichzeitig finde ich es in gewissen Situationen sinnvoll, Sätze zu sagen wie: Frauen verdienen in der Schweiz 11.52 Prozent weniger als Männer. Und das muss sich ändern.

«Der Feminismus war immer eine Gruppe von Menschen, die darüber diskutieren, was für eine Welt sie wollen.»

Nina Kunz



Foto: Rob Lewis

Elisabeth Joris signiert den Klassiker «Frauengeschichte(n)».

«Ohne die Arbeit und Leistung von Migrantinnen geht nichts.»

Elisabeth Joris

Nina fragt Elisabeth:
Was beschäftigt dich jetzt? Was gilt es noch zu tun?

Für mich als Feministin heisst das: Errungenes erhalten, neue Perspektiven aufzeigen. Konkret heisst das beispielsweise keine Integration der Frauen in den obligatorischen Militärdienst, wie das jetzt gerade von Armeespitzen evaluiert wird. Die Armee hat Strukturen und Zielrichtungen, die patriarchal definiert sind und mit Gewalteininsatz verbunden sind. Nur wenn von einem geschlechterunabhängigen Einsatz im Dienste aller gesprochen wird, vorwiegend im Sinne eines Zivildienstes, käme eine Debatte über ein Obligatorium für mich in Frage, allerdings unter Einbezug der bereits heute gratis geleisteten Arbeit von Frauen.

Ausgehend von den heutigen Verhältnissen heisst es für mich auch, die Deutungsmacht des Finanzsektors zu brechen. Hier dominieren Männer. Und deshalb sind die Gehälter zu hoch, der Einfluss ebenso gross. Im umgekehrten Verhältnis dazu steht beispielsweise der Sektor Detailhandel: In diesem Sektor sind ein Vielfaches von Personen mehr als im Finanzsektor beschäftigt. Davon sind eine Mehrheit Frauen, der Lohn ist tief, die Verhältnisse oft prekär.

Ganz allgemein heisst es für mich: Aufwertung und Sichtbarmachung der mehrheitlich von Frauen geleisteten bezahlten sowie unbezahlten Arbeit. Dabei ist die Bedeutung der Arbeit von Migrantinnen ins Zentrum zu setzen. Ohne ihre Leistung geht nichts. Auch nicht im Privaten. So arbeiten geschätzte 50 000 Frauen ohne legalen Aufenthaltsstatus in privaten Haushalten, sogenannte Sans-Papiers-Hausarbeiterinnen, wo sie Alte, Kranke und Kinder betreuen. Sie kochen, waschen, putzen und tun noch Vieles mehr.

Das heisst für mich auch Institutionen politischer Partizipation für alle Bewohnerinnen unter Ablehnung jeglicher Diskriminierung. Die beabsichtigte Anerkennung der City-Card für Papierlose in der Stadt Zürich leistet dazu einen ersten Schritt. Schliesslich heisst das für mich neue Regelungen, damit alle Verantwortung für das eigene Handeln übernehmen, ob es sich dabei um Konzerne, KMUs, den Staat oder die einzelnen Personen handelt.

Denken in Bezüglichkeiten nenne ich das, in Anlehnung an die Historikerin Barbara Duden. Für jegliche Projekte, von individueller bis globaler Dimension, sind schon im Stadium der Planung die Folgen miteinzubeziehen. Das beinhaltet die Fragen: Was bedeutet das für die andern, welche langfristigen Konsequenzen impliziert dieses Projekt, welche Gewinne und Schäden bewirkt es, nicht nur für die gegenwärtige, sondern ebenso für zukünftige Generationen?

So bin ich am Schluss doch wieder bei der Generationenfrage. Ich bin Mitinitiantin der KlimaSeniorinnen, die 2016 mit ihrer Klage gegen den Bundesrat, mit seinem Nicht-Handeln die Bedrohung von Leben und Gesundheit älterer Frauen mitzuverantworten breite Aufmerksamkeit erregten. Die Klage wurde in der Schweiz auf allen Stufen, auch vom Bundesgericht, abgelehnt, der Bund als nicht zuständig deklariert. Wir zogen die Klage weiter nach Strassburg an den Gerichtshof für Menschenrechte. Der ist vor kurzem auf unsere Klage eingegangen und verpflichtet das Bundesgericht, sich mit der Frage auseinanderzusetzen. Ein erster, aber wichtiger Sieg von hohem symbolischem Wert. Viele haben uns KlimaSeniorinnen Egoismus vorgeworfen, wir schauten mit unserer Klage nur auf uns. Dem ist nicht so. Es geht uns um politische Verantwortung für das Wohl aller: Denn was uns zu Gute käme, käme der Gesellschaft als Ganzes und den zukünftigen Generationen zu Gute. Das nenne ich generationenübergreifende Solidarität.

Und so möchte ich abschliessend an die lautstarke Forderung von Emilie Lieberherr anknüpfen. Skandierend forderte sie vor 5000 Demonstrierenden im März 1969 auf dem Bundesplatz in Bern das Frauenstimmrecht ein: «Nicht als Bittende, als Fordernde stehen wir hier!» In diesem Sinne fordere auch ich nicht als Bittende alle Rechte ein, die mir als Frau zustehen, und zwar nicht nur in meinem Interesse, sondern weil bis anhin alle Rechte, die Frauen weltweit zugestanden wurden, zu einer besseren Welt führten, zu mehr Gerechtigkeit für alle.

Elisabeth fragt Nina:

Und Nina, du als fast 50 Jahre jüngere Frau: Was beschäftigt dich? Was gilt es deiner Meinung nach noch zu tun?

So vieles! Doch, bevor ich zu den Forderungen komme, möchte ich einen Moment innehalten und würdigen, was alle schon gegangen ist. Manchmal, wenn ich etwa mit meiner Oma rede, bin ich nämlich baff, wie viel Veränderung in einem Menschenleben möglich ist – durch die Arbeit und das Beharren von Feminist*innen.

Also: Nicht nur wurde 1971 das Frauenstimmrecht eingeführt, in den frühen Achtzigern wurde auch der Grundsatz der Gleichstellung von Mann und Frau in die Bundesverfassung aufgenommen, ab 1992 verloren Schweizerinnen nicht mehr ihr Bürgerinnenrecht, wenn sie einen Ausländer heirateten, Vergewaltigung in der Ehe wurde strafbar, 1994 wurde mit der AHV-Revision die Lage von geschiedenen Frauen verbessert, 1996 trat das Gleichstellungsgesetz in Kraft und Diskriminierung aufgrund des Geschlechts, insbesondere bei der Erwerbsarbeit, wurde so verboten, 2002 wurde die Fristenregelung angenommen und 2005 trat die Mutterschaftsversicherung in Kraft.

Das ist schon viel, aber eben: Es bleibt noch viel zu tun. Und gerade bin ich sehr dankbar für die feministischen Streik-Kollektive und die Fridays-for-Future-Proteste, die bei mir sowas wie ein Re-Politisierungsmoment ausgelöst haben. Die Themen, die mich beschäftigen, sind daher auch sehr stark von diesen zwei Akteur*innen geprägt.

Also: Zunächst ist es wohl zentral zu sagen, dass in der Schweiz Frauen immer noch zwei Drittel der unbezahlten Arbeit übernehmen und wir eine Regelung haben, die tatsächlich «Vaterschaftsurlaub» heisst. Jedenfalls – so scheint mir – gibt es trotz der Jahrzehnte feministischer Arbeit immer noch keinen gesellschaftlichen Konsens darüber, dass die Arbeit zuhause, die Arbeit mit Kindern oder älteren Menschen auf jeden Fall eine genauso grosse Wertschätzung erfahren sollte wie die Arbeit, die Profite generiert. Wenn nicht sogar eine viel grössere.



Foto: Rob Lewis

Das Generationengespräch fand im gut besetzten Hof des Generationenhauses statt.

Dafür bräuchte es – wie schon lange gesagt wird – eine Aufwertung von Berufen, die oft von Frauen ausgeführt werden; in der Pflege, im Verkauf, in der Reinigung. Ich meine: Gerade in der Pandemie haben wir doch gesehen, wie essenziell diese Arbeiten sind – und dazu kommt mir auch immer wieder ein Tweet in den Sinn, in dem es hiess: Können wir die 6 Milliarden nicht in die Pflege investieren und dafür für die Kampfjets klatschen! Das ist witzig, aber gleichzeitig auch tragisch und zeigt, was es für komische Prioritätensetzungen im Patriarchat gibt.

Und sonst wäre gut: Eine Revision des Sexualstrafrechts dahingehend, dass das Prinzip gilt «nur Ja heisst Ja», 50 Prozent Frauen in der Politik und in öffentlichen Ämtern – derzeit liegt der Frauenanteil im Ständerat bei 26 Prozent, ein Stimm- und Wahlrecht für alle Menschen, die in der Schweiz leben, anonymisierte Bewerbungsverfahren für Jobs, ein echter Effort, um homophobe, transfeindliche oder rassistische Übergriffe zu verhindern, ein echter Effort, um Femizide zu verhindern, eine Entstigmatisierung von Sex-Arbeit, eine komplette Anerkennung von sexueller Gewalt als Asyl-Grund, eine Abschaffung der Steuer auf Tampons, eine Diskussion darüber, dass so viele Menschen mit einem Uterus zur Verhütung Hormone schlucken, die depressive Verstimmungen auslösen können, eine Diskussion darüber, dass viele Medikamente an Männern erprobt werden ...

«Die Klimakrise sollte im Zentrum des politischen Handelns stehen – denn für eine geschlechtergerechte Welt braucht es auch: eine Erde.»

Nina Kunz

Die Liste könnte noch eine halbe Stunde lang weitergehen... aber ich möchte zum Schluss noch zwei Anliegen vorbringen, die mich persönlich sehr beschäftigen. Erstens wünschte ich mir, dass ich irgendwann in einer Gesellschaft lebe, in der ich meine Arbeit verrichten kann wie meine männlichen Kollegen auch. Stattdessen bin ich aber zum Beispiel immer wieder mit Veranstaltern konfrontiert, die fragen, ob ich nicht im eleganten Abendkleid an die Lesung kommen könne. Daher: Ein anderes Rollenverständnis, eine Erziehung, die über Stereotype und Macht spricht, scheint mir wichtig.

Und zweitens wünschte ich mir, dass die Politik die Klimakrise ins Zentrum ihres Handelns setzt und mit aller Kraft versucht, die Kippunkte in den Ökosystemen zu verhindern – denn für eine geschlechtergerechte Welt braucht es nun mal auch: eine Erde.

Nina Kunz, *1993, ist Kolumnistin und Journalistin bei «Das Magazin» des Tages-Anzeigers. Im Frühling 2021 erschien ihr Buch «Ich denk, ich denk zu viel» mit Essays über Gesellschafts- und Geschlechterfragen.

Elisabeth Joris, *1946, ist Historikerin und Publizistin. Zusammen mit Heidi Witzig veröffentlichte sie 1987 das Grundlagenwerk „Frauengeschichte(n)“ zur Situation der Frauen in der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert.

Abstracts

Être femme: un dialogue transgénérationnel entre Nina Kunz et Elisabeth Joris

Où en sont les droits des femmes en Suisse? Trente ans après la première grève des femmes, la journaliste Nina Kunz (née en 1993) et l'historienne Elisabeth Joris (née en 1946) tirent un bilan intermédiaire et projettent ensemble, dans un dialogue transgénérationnel personnel, un avenir plus égalitaire.

À l'aide de quatre questions, les deux femmes ouvrent un large éventail de pensée et d'engagement féministes:

- **Comment es-tu entrée en politique?**
- **Quelle importance a la lecture pour ton féminisme?**
- **Pourquoi rejettes-tu les concepts fixes (comme la génération) et quels sont les avantages de l'ambivalence?**
- **Qu'est-ce qui te préoccupe en ce moment? Qu'y a-t-il à faire encore?**

Le texte imprimé est la transcription écrite de l'entretien qui a eu lieu le 2 septembre 2021 à la Maison des générations de Berne.

Essere donna – un colloquio intergenerazionale tra Nina Kunz ed Elisabeth Joris

A che punto sono i diritti della donna in Svizzera? 30 anni dopo il primo sciopero delle donne, durante un colloquio personale intergenerazionale la giornalista Nina Kunz (*1993) e la storica Elisabeth Joris (*1946) stilano un bilancio intermedio e gettano insieme uno sguardo a un futuro rispettoso della parità di genere.

Le due donne aprono un ampio ventaglio di riflessioni e impegni femministi sulla base delle quattro domande seguenti:

- **Come sei stata politicizzata?**
- **Quale importanza riveste la lettura per il tuo femminismo?**
- **Perché rifiuti concetti fissi (come generazione) e perché l'ambivalenza è pagante?**
- **Di cosa ti stai occupando in questo momento? Cosa c'è ancora da fare?**

Il testo stampato è la versione scritta del colloquio andato in scena dal vivo il 2 settembre 2021 alla Berner Generationenhaus.